



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Literarische Novitäten.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Literarische Novitäten.

15) „Fährmann, hol über!“ Bilder in festen Umrissen. Berlin, Besser.

Der Verfasser sucht in novellistischer Form darzustellen, daß die Reichen, namentlich die Adligen, übermäßig glücklich, die Armen übermäßig unglücklich sind und daß auch wohlgefünnte Edelkente, die den Armen Gutes thun, doch nicht so recht, wie sie sollten, für dieselben fühlen. Es ist also ein zeitgemäßer Stoff.

16) Der Mensch und die Schönheit. Neue Grundlegung der Wissenschaft vom Schönen und der Kunst. Von Anton Gubiz. Berlin, Vereinsbuchhandlung.

Der Verfasser hat das Streben: „den Ariadne-Faden zu finden, der aus dem Labyrinth abstrakter Spekulationen zu leiten und die Kunst wie die Wissenschaft mit dem lebendigen Dasein des Menschen, mit seinem thätigen Schaffen, seinem geschichtlichen Werden in der Lebenswirklichkeit neu zu verbinden vermöchte.“ Er findet die Lösung in Feuerbachs Philosophie. „Der wahre Inhalt des Vollkommenen, des Typischen, Gattunglichen (des menschlichen Begriffs vom Wesen), der wahre Inhalt der Vernunft (der menschlichen Fähigkeit, die Wahrnehmung des Verstandes und der Sinne zu einigen), der wahre Inhalt der Vorstellung eines Ideals und eines Gottes (der Liebesphantase des menschlichen Gemüths) hat sich ausgewiesen als menschliches Wesen, dessen Gesamtbegriff in seiner Wahrheit und Wirklichkeit die menschliche Gattung ist. Das Geheimniß des Schönen ist das Geheimniß der menschlichen Liebe. Der Mensch trägt sein eigenes Wesen in die Erscheinungen der Natur und schaut diese in Uebereinstimmung mit seinem Wesen als schöne Erscheinungen an. Das menschliche Wesen ist Inhalt und Gegenstand der menschlichen Liebe, die Liebe diejenige Empfindung, welcher die Empfindung des Schönen entkeimt.“

Dieses Princip ist ziemlich allgemein gehalten. Allgemeine Gesichtspunkte haben wir nach gerade genug; die Theorie — d. h. eigentlich, die Kritik — kann nur noch etwas leisten, wenn sie sich im Concreten hält, wie Vischer in seiner Aesthetik.

17) Germania. Archiv zur Kenntniß des deutschen Elements in allen Ländern der Erde. Herausgegeben von Stricker. 2 Bd. Frankfurt a. M., Brönner.

Wir haben hier zum Theil werthvolle, zum Theil auch ziemlich unerhebliche Notizen über deutsche Verhältnisse im Ausland, wie sie eine zufällige Blumenlese mit sich bringt, sowohl aus der Geschichte, als der gegenwärtigen Statistik. Z. B. Uebersicht der gegenwärtigen Brüdergemeinden, Skizzen aus dem Leben der Deutschen in Ungarn, Bevölkerungsverhältnisse der Provinz Bosen, Sprach- und Nationalitätsverhältnisse in Böhmen, die deutschen Colonien an der Wolga, die Mennoniten am schwarzen Meere, die Deutschen in Bosen u. s. w. Reichhaltig genug ist die Sammlung und in einem rühmlichen Interesse für deutsches Wesen gehalten. Es sind auch mehrere Originalartikel darin, z. B. die Deutschen in Portugal, von Prof. Kuntmann, und die Bearbeitung der übrigen ist überall zweckmäßig.

18) Politische Sonette von F. Ruperti. Bremen, Geisler.

Die Flamme lyrischer Freiheitsbegeisterung versteht zuweilen auch Scherzando zu lodern. Hier ein Beispiel davon:

Die Waffen ruhen, — Stille weit und breit!
 Dort dräum Kanonen, Bajonette starren,
 Und hier von Fenstern, Luken, Dächersparren
 Hält Stein und Büchse sich zum Kampf bereit.
 Zur Stunde dehnt sich die Minute Zeit,
 Ein ängstliches, doch festentschlossnes Harren,
 Indessen stolz von umgestürzten Karren
 Die deutsche Fahne weht in Freudigkeit.
 Und drüben in dem hohen Schloß umstehen
 Den König, die mit ihm das Land regieren,
 Mit weiß und höhnisch lächelndem Gesicht.
 Fruchtlos ist Mahnen, Warnen, Bitten, Flehn!
 „Mein lieber Herr von Wincke, Sie soupiren
 Doch heute hier?“ — „„Nein, ich soupire nicht!““

Die Pointe ist, wenn nicht schön, doch überraschend.

19) Archiv für das Studium der neuen Sprachen und Literaturen.
 Vierteljahrsschrift von L. Herrig und Viehoff. Elberfeld, Bader.

Das 2. Heft des 3. Bandes dieser vortrefflichen Zeitschrift enthält, mit Ausschluß der linguistischen Aufsätze, auf die wir hier nicht eingehn können, zwei werthvolle Abhandlungen: Studien zu Göthe's Werken, von Dünzer und Studien zu Shakespeare's Hamlet, von Hoffmann. Die erste beschäftigt sich mit der „Reise der Söhne Megaprazons“ und den „Unterhandlungen deutscher Ausgewanderter“, und sucht mit der liebevollen Sorgfalt, die man allen Werken des großen Dichters schuldig ist, den innern Sinn und Zusammenhang jener häufig besprochenen Episoden zu rechtfertigen. Auch das bekannte Märchen wird neu interpretirt, mit weniger Hang zu allegorisirender Zurechtmacherei, als gewöhnlich bei solchen Scholien. Der Aufsatz über Hamlet ist ausgezeichnet. Er weist durch einen eben so gewissenhaften als verständigen Vergleich zwischen der Shakespeareschen Bearbeitung und der ursprünglichen Sage die Absicht und Reflexion nach, mit welcher der Dichter die in der Sage festgehaltene Planmäßigkeit im Verfahren Hamlets in Planlosigkeit verwandelt hat. Er rechtfertigt diese Umwandlung — zu allgemein — durch Berufung auf Aristoteles. „Der Zweck der Tragödie besteht nach ihm darin, Furcht und Mitleid zu erregen. Beide aber, sagt er, entstehen am ersten durch ein unerwartetes Ereigniß. Das Unerwartete ergreift uns wiederum dann am meisten, wenn es nicht durch Absicht, sondern von selbst und durch den Zufall hervorgebracht wird. Unter dem Zufälligen endlich erregt das das größte Erstaunen, was sich so begibt, als liege ihm eine Absicht zum Grunde. Denn dergleichen hat den Schein, als geschehe es nicht von ungefähr.“

Sobald wir zum vernünftigen Bewußtsein kommen, finden wir die Absicht in uns mit dem Zufall außer uns in beständigem Konflikte. So oft er auch die Oberhand behält, können wir doch nicht umhin, Absicht und was ihr zum Grunde liegt, Vernunft und Freiheit, für das Höchste in der Welt zu halten. So kommen wir denn dazu, dem Zufall selbst Absicht unterzulegen, und ihn auf eine von der unsern verschiedene, sie weit übersteigende, aber ihr doch der Art nach verwandte Vernunft zu-

rückzuführen. Diesen von einer höhern Vernunft regierten Zufall wollen wir in dem Drama als das Schicksal erblicken.“

Der Verfasser geht darauf auf die Frage über: „ob Hamlet wirklich wahnsinnig ist, oder ob er sich blos so stellt.“ Man kann beides, ja und nein, dazu sagen. Verstehet man unter dem Wahnsinn den Mangel des Bewußtseins, so ist es Hamlet keinesweges. Dieses erscheint vielmehr erhöht und geschärft. Man könnte sagen, er ist zu lauter Bewußtsein geworden. Alles Besondere verwandelt sich ihm in Allgemeines, er nimmt ihm das eigenthümliche Leben indem er es zergliedert, und dann in den Abgrund von Ueberdruß und Verzweiflung wirft, in welchem sein eigenes untergehet. Ist Wahnsinn aber Mangel an Freiheit, Zerrüttung oder Gebundenheit der thätigen Kräfte im Menschen, so kann man den Prinzen wohl einen Wahnsinnigen nennen. Er selber erkennt es an, daß er seiner Handlungen nicht mächtig ist. Ausdrücklich entschuldigt er damit den Tod des Polonius bei dessen Sohn Laertes. Eine Lüge wäre hier eben so gemein und niederträchtig, als sie seinem ganzen übrigen Charakter widerspricht. Wer jemals Gelegenheit gehabt hat, Wahnsinnige zu beobachten, wird wissen, daß eine solche Gebundenheit des Willens neben großer Nichtigkeit und krankhaft gesteigerter Schärfe der Einsicht und des Urtheils gar wohl bestehen kann. Nur freilich ist auch hier gewöhnlich eine Hemmung an irgend einem Punkt zu bemerken, das was man eine fixe Idee nennt. Diese fehlt bei Hamlet allerdings. Ihre Stelle vertritt seine finstere Schwermuth, die wie ein düsterer Schleier über alle Dinge sich legt, und ihre natürlichen Farben erbleichen macht. Jedes Weib, selbst die Geliebte erinnert ihn an die ehrvergeßene Mutter, er sieht in der Schönheit nichts als den verführerischen Reiz, in der Zartheit des Geschlechtes nichts als seine Berechtlichkeit. Die Manieren der Gesellschaft, die Sitten der Höflinge, was um ihn her scheint und glänzt, alles ist nur Maske der einen gräßlichen Blutschuld, die es dem Tod und der Verwufung zuführt. Hiernach werden wir das Thörichte in seinem Benehmen nicht blos für Verstellung halten, wir werden es als willkürlich und nothwendig zugleich betrachten müssen. Wie er aus Vorsatz sich immerfort mit dem Gegenstande beschäftigt, der sein Wesen aufreißt und zerrüttet, so sucht sich unwillkürlich seine Natur von diesem Druck zu entledigen. Zerstreuung ist ihm im Grunde erwünscht, darum interessirt er sich so lebhaft für die Schauspieler, er liebt zu reden, zu lehren, zu spotten, ja zu beleidigen, alles dieses erleichtert seinen Zustand, weil es ihm Gelegenheit gibt, aus sich herauszutreten, so wie er sich allein sieht, gehört er wieder jenen finstern Gespenstern an. Weil ihm dieses unter der Maske der Thorheit am besten gelingt, so überredet er sich, daß es seinem Vorsatz entspreche thöricht zu scheinen. In den meisten Stücken des Shakspeare gibt es eine oder mehrere Personen, welche die Stelle dessen vertreten, was in der Tragödie der Alten der Chor ist. Die Art aber wie dieses geschieht, zeigt am auffallendsten den Unterschied zwischen antiker und moderner Poesie. Bei den Alten verhält sich der Chor immer stoffartig. Seine Empfindungen und Gedanken sind ein Vorhandenes, welches wir gelten lassen müssen, ohne daß der Chor als eine Gesamtheit auftritt. Bei unserm Dichter dagegen spricht sich der Geist des Werkes als Produkt der Individualität einer bestimmten Person aus. Nun beruht aber jedes Drama auf einem Konflikt, der im Verlauf der Handlung aufgelöst werden soll. Wird dieser Konflikt in die Subjektivität eines Individuums verlegt, so entsteht der Humor. Denn er ist nichts anders, als das Bestreben, eines Gegensatzes, der uns bedrängt, durch Aufhebung desselben los zu werden; dies Bestreben aber nimmt die Form des Ko-

mischen an, weil es die Natur desselben mit sich bringt, seinen Gegenstand zu vernichten.

In dem Hamlet hat der Dichter die Hauptperson selbst zum Träger des Humors gemacht. Der Gegensatz aus dem er hervorgeht, ist der größte und tiefste, derselbe, welcher Hamlets Seele zerrüttet und ihn unfähig macht zu der That, welche der Geist von ihm fordert: zwischen dem Schein und dem Wesen der äußern Schönheit der Welt, der Heiterkeit und Wohlansständigkeit des Lebens und seiner innern Nichtigkeit, dem Abgrund von Greuel und Sünde, den sie bedecken. Sein Humor zeigt uns die ganze Fülle von Geist, die ganze Tiefe des Gefühles, womit der Dichter diesen seinen Liebling aus den Schätzen seines eigenen Innern ausgestattet hat, und er darf überall bis zum Neussersten gehen, alles auf die schärfste Spitze treiben, weil das Individuum, was ihn hervorbringt, auf der Grenze zwischen Vernunft und Wahnsinn schwankt.

Wie nun aber in der Natur nichts stille stehen kann, weder Gesundheit noch Krankheit, alles zum Guten oder zum Schlimmen sich organisch entwickeln muß, so werden wir auch ein Fortschreiten in Hamlets Zustand gewahr. In dem Kampf zwischen der angeborenen Güte und Milde, und der Bitterkeit und Härte, welche ein Schicksal ihm aufdrängt, das stärker ist als sein Charakter, gewinnt die letztere immer mehr Raum. Es ist als sähen wir, wie ein Tropfen des gesunden Herzblutes nach dem andern sich in Gift verkehrt, wie Gleichgiltigkeit und Unmuth sich seiner immer mehr bemächtigen, wie er sich immer absichtsloser dem Zufall hingibt, bis die Katastrophe ihn endlich von der Last erlöst, welche freiwillig von sich zu werfen, die Furcht vor den Träumen des finstern Jenseits ihn verhindert."

Diese Auslegung ist eben so geistvoll als wahr. Es ließe sich noch einiges hinzusetzen über das Verhältniß, in dem das Problem dieses merkwürdigen Gedichtes zu dem wesentlichen Problem des damaligen Zeitgeistes steht, den man nach seiner am meisten hervorragenden Erscheinung mit dem Namen des Protestantismus bezeichnen kann. Ich habe das in der Episode einer Schrift, die in den nächsten Tagen bei F. L. Herbig erscheint (Geschichte der Romantik im Zeitalter der Reformation und Revolution) nachzuweisen versucht.

20) Shakespeare's Sommernachtstraum, von A. Böttger. Leipzig, Klemm.

Der Uebersetzer hat das Menschenmögliche geleistet, neben der Schlegel'schen, die bei einer neuen Bearbeitung eher hinderlich als förderlich ist, da man die in ihr enthaltene Wendung trotz ihrer Vortrefflichkeit verändern muß, noch eine getreue und charakteristische Uebersetzung zu liefern. Man vergleiche z. B. den Abgang Thibbe's mit der bekannten Uebertragung in Schlegel:

Schläfst du, mein Schag?
 Todt auf dem Plag?
 O Pyramus steh auf!
 Sprich, sprich! — ganz stumm?
 Todt um und um,
 Ein bloßer Aschenhauf!
 Dein Billenmund,
 Stirn, gelb und rund,
 Die Kirschnase rauch,
 Die Wangen bleich,
 Zwei Primeln gleich,

Die Augen grün wie Lauch:
Sind hin, sind hin,
Nun traure, Sinn,
Um den geliebten Sauch!
Ihr Schwestern drei,
Kommt, kommt herbei,
Mit Händen milchgefärbt,
Steckt sie ins Blut,
Da eure Wuth
Sein Leben 'rausgegerbt!
Jung' werde stumm,
Bring Dolch mich um,
Zerfleich des Busens Schnee!
Ihr Herrn, gute Nacht,
Es ist vollbracht,
Ade, ade, ade!

Aber wozu eigentlich diese Mühe? Eine verständigere Aufgabe ist, durch Angabe einzelner Verbesserungen die Schlegel'sche Uebersetzung, die zu den Pierden unserer Literatur gehört, ihrer Vollendung immer näher zu führen. In dem vorhin besprochenen Archiv ist von Hagena ein dankenswerther Beitrag der Art gegeben.

21) Der Thron von Württemberg. Dichtungen von Alexander Patuzzi.
Ghur, Hg.

Ein Cyclus von erzählenden Gedichten, der sich an die einzelnen Grafen und Herzöge von Württemberg anschließt. In unserer Zeit, die mit einer gewissen Ungeduld vorwärts strebt, ist es für das nationale Bewußtsein heilsam, zuweilen den Blick in die Vergangenheit zu werfen. Eine poetische Darstellung schmeichelt sich leichter ein, und so findet das Genre dieser referirenden Gedichte seine Berechtigung.

22) Die Royalisten. Von A. v. Sternberg. Bremen, Schlotmann.

Nicht eigentlich ein Roman, sondern eine romantische Darstellung der Begebenheiten vom 18. und 19. März in Berlin mit den dazugehörigen Vorbereitungen und Folgen. Der sonst so heitere Verfasser ist aus seiner Rolle gefallen; er ist mürrisch. Die Außerlichkeiten der neuen Revolution, die Demagogen und die Anarchie, missfallen ihm: mit Recht. Aber in diesem Verdruss übersteht er die Berechtigung der an sich großen und einzigen Bewegung. Wir fühlen Sympathie mit dem alten preussischen Offizier, der, in dem Hochgefühl des preussischen Staates aufgewachsen, sich von der Revolution, deren weitere Gestaltung er noch nicht überschaut, mit Unwillen abwendet; dieselbe Sympathie, die wir für den indianischen Häuptling empfinden, dessen Jagdpläge der Pflug des Europäers usurpirt. Ergibt euch aufrichtig der neuen Idee, ihr braven Männer, die ihr mit Ehren dem alten System gedient habt, und helft uns, das Gefindel, das sich in die geöffneten Pforten eindringt, zurückweisen; bleibt ihr aber bei der Trauer, dem Mißvergnügen, so haben wir für diesen Seelenzustand zwar ein herzliches Mitleid, aber keine lebendige Theilnahme.

Verlag von F. L. Herbig. — Redacteure: Gustav Freytag und Julian Schmidt.
Druck von Friedrich Andra.